

saemann

Evangelisch-reformierte
Monatszeitung
119. Jahrgang
www.saemann.ch

pfarrblatt

Wochenzeitung der
römisch-kath. Pfarreien des
Kantons Bern, alter Kantonsteil
www.pfarrblattbern.ch



Christkatholisches
Kirchenblatt

Zeitschrift der
Christkatholischen Kirche
der Schweiz
www.christkath.ch



Publikation der
Jüdischen Gemeinden
von Bern und Biel
www.jgb.ch

und Mitgliedern der muslimischen
Glaubensgemeinschaft in der
Schweiz

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Besuche von Gottesdiensten und Treffpunkten einer jeweils andern Glaubensgemeinschaft standen vor Jahresfrist im Mittelpunkt der ersten Ausgabe von «zVisite». Jetzt, in der zweiten Gemeinschaftsproduktion eines Redaktionsteams, in dem Reformierte, Katholiken, Christkatholikinnen, Musliminnen und Juden vertreten sind, wurde der Blickwinkel verändert: Wie leben Angehörige der verschiedenen Religionen und Konfessionen im Alltag zusammen?

Dass unsere Gesellschaft multikultureller und damit auch multireligiöser geworden ist, ist eine Tatsache. Dass viele Menschen dadurch verunsichert sind, hat nicht erst der knappe Ausgang der SVP-Asylinitiative gezeigt. Doch wie wirkt sich der unterschiedliche Hintergrund der Menschen, welche einander Tag für Tag in der Schule, in der Fabrik, im Spital oder auf dem Fussballplatz begegnen, aus? Wie nehmen sie sich gegenseitig wahr? Ihnen, nicht den Gelehrten und Experten, soll für einmal das Interesse gelten. Mit Überraschungen darf gerechnet werden.

*Samuel Geiser, Martin Lebmann
Angelika Boesch, Jürg Meienberg
Jean Dummond-Young
Peter Abelin
Amira Hafner-Al-Jabaji*

«zVisite»

Wie leben in einer Gesellschaft, die von Tag zu Tag multinationaler, multikultureller und multireligiöser wird? – Auf der Suche nach Spuren gelingenden Zusammenlebens: auf dem Pausenplatz, am Spitalbett, in der Biscuitfabrik und in der Garderobe der Young Boys.



Ortstermin (1): Zu Besuch im Spital Interlaken

«Aber im Herzen bin ich Philippina geblieben»

Im Spital Interlaken arbeiten 650 Menschen aus 21 Nationen, es werden Patientinnen und Patienten aus vielen Ländern betreut. Einheimisches und Fremdes begegnen sich unter ein und demselben Dach. – Ein Augenschein.

Spital Interlaken. Es ist acht Uhr morgens, ein grauer Novembertag. Der Pösteler schiebt eine Schubkarre mit Paketen in die Eingangshalle. Die Dame am Empfang grüsst. In diesem Spital arbeiten 650 Menschen aus 21 Nationen.

*37 Deutsche, 5 Jugoslawen,
1 Belgier.*

Eine Frau, Haar und Augen dunkel, reibt mit einem Lappen den Türrahmen ab. Der Duft von Putzessig liegt in der Luft.

*2 Albaner, 6 Niederländer,
1 Franzose.*

Weiter hinten wartet ein Mann vor einem Zimmer, blättert in einer Zeitschrift, feuchtet den Finger an, blättert weiter.

*23 Portugiesen, 11 Kroaten,
1 Luxemburger.*

Eine Frau schleppt sich durch den Gang, den Oberkörper auf eine Gehhilfe gestützt.

*13 Menschen aus Sri Lanka,
1 aus Thailand,
1 von den Philippinen.*

Eine ältere Frau tritt aus einem Zimmer, schüttelt dem Arzt die Hand, ihre Augen verweint.

*Je 1 aus Bosnien, England,
Mazedonien, Tunesien,
Österreich und Ungarn.*

Auf einer Sitzgruppe, über ein Baby gebeugt, ein junges Paar. Ein Rettungssanitäter eilt vorbei.

*11 Italiener, 7 Spanierinnen,
524 Schweizer.*

Vom Schlosszimmer zum Spital

Beginnen hat die Geschichte des Interlaken Spitals im Jahre 1823, als im Schloss ein Krankenzimmer mit drei Betten eröffnet wurde. Später erweiterte man den Betrieb auf zehn Betten, bis schliesslich 1905 das Bezirksspital Interlaken in Unterseen mit neunzig Betten entstand.

Heute bietet das Spital Platz für 132 stationäre Patientinnen und Patienten und ist einer der grössten Arbeitgeber in der Region. Zugleich ist das Spital Ausbildungsstation für Gesundheits- und Krankenpflege sowie für Pflegeassistenten und bietet rund fünfzig Ausbildungsplätze für zahlreiche paramedizinische Berufe, Verwaltung oder Küche. Und in welchem Bereich auch immer: Die Nationen im Regionalspital mischen sich. Und stellen eine tägliche Herausforderung an Personal und Patienten.

Ambrose Peterson, Sri Lanka

Der Mann schnell aus dem Sessel in der Cafeteria hoch, breit das Lachen, die Zähne weiss im dunklen Gesicht: Ambrose Peterson, 48. Er leitete ursprünglich einen Elektrobetrieb in Sri Lanka. Bis zu seiner gegenwärtigen Tätigkeit als Hilfspfleger in Interlaken erlebte er eine wahre Odyssee, dank der er heute acht Sprachen spricht.

Er versprüht eine umwerfende Lebensenergie und erzählt atemlos von seiner Glaubensüberzeugung: «Ich bin Christ. Ich will Diener sein für die Menschen, dazu nehme ich alle Kraft aus Gott.» Der dreifache Vater leistet grossen Einsatz. So wirkt er nebenbei als Prediger. In Zürich etwa treffen sich jeden Monat rund 300 Tamilen. Zwischendurch setzt er sich als ehrenamtlicher Sozialarbeiter für hilfsbedürftige Landsleute ein oder reist gar als Evangelist nach Sri Lanka: «Viele Wunder sind passiert.»

Für die Schweiz sieht er eher schwarz. «Hier kann es bald Krieg geben. Die Leute ehren Gott nicht. Ich habe da sehr klare Träume über die Konsequenzen.» Ambrose Peterson liebt alle Religionen. «Es gibt verschiedene Wege, wichtig ist die Nähe zu Gott.» Schlicht schliesst er: «Ich habe es erlebt: Gott hilft. Das ist alles.»

Sofe Berisha, Kosovo

Eine junge Frau tritt aus einem Zimmer, weiss gekleidet, das dunkle Haar im Nacken zusammengebunden, die Hände in grossen Gummihandschuhen: Sofe Berisha, 34. Sie arbeitet halbtags im Reinigungsdienst, während das jüngste ihrer Kinder von Nachbarn gehütet wird. «In Gsteigwil, wo wir wohnen, haben wir nur wohlwollende Erfahrungen gemacht.» Auf die Frage, ob für sie als junge, kluge Frau nicht eine Ausbildung im Pflegebereich attraktiv wäre, winkt sie ab. Das würde ihr zu sehr ans Lebendige gehen; Böden und Lavabos zu pflegen, sei unbelastender. Noch sei sie am Verarbeiten – sie hat im Krieg Familienangehörige verloren.

Sofe Berisha lobt ihr Team und den guten Geist im Spital. Da werde wirklich aufeinander eingegangen. Sie selbst macht mit der Toleranz auch radikal Ernst: Als Muslima, die von ihrer Mutter in der islamischen Tradition unterwiesen wurde, glaubt sie an den einen Gott in vielerlei Gestalt – und ist so frei, ihre Kinder in die reformierte Sonntagsschule zu schicken...

Naomi Flück, Philippinen

In der Teeküche füllt ein Pfleger heissen Tee in Thermoskannen. Der Wasserkocher rauscht. Eine Krankenschwester sortiert Kapseln und Pillen. Am Tisch sitzt eine Frau, die Hände gefaltet, ein Lächeln auf den Lippen: Naomi Flück, 46. Sie arbeitet seit 1988 als diplomierte Krankenschwester im Regionalspital. Ihre drei Kinder sind zwischen fünfzehn und neunzehn Jahre alt.

In die Schweiz kam sie 1981, nachdem sie in Saudiarabien ihren Schweizer Mann kennen gelernt hatte. Erste Herausforderung war die Sprache: als sie merkte, dass in Interlaken längst nicht alle Englisch sprechen. «Jeder Anfang ist hart. Man muss auf die Leute zugehen, kann nicht alles von den andern erwarten.» Sie nimmt es als Kompliment, dass die asiatischen Frauen ein sanftes Image hätten. «Böse Leute gibt es aber überall. Man muss einfach alle so nehmen, wie sie sind.» Sie freut sich auf die Englisch sprechenden Patienten im Winter, das lockere auf. «Der wachsende Fremdenhass, von dem ich zwar bloss höre, macht mir

Angst.» Mit jüngeren Schweizern hat sie eher bessere Erfahrungen gemacht: «Die sind schon herumgereist und kennen etwas von der Vielfalt der Welt.»

Auf der Abteilung ist sie mit ihrer Ruhe, ihrem Charme eine Integrationsfigur. «Aber im Herzen bin ich Philippina geblieben. Ich habe deshalb auch die Gruppe Philippinen-Berner Oberland gegründet mit derzeit 36 Aktiven. Da feiern wir Kulturabende und Partys, und wir schwatzen temporeich in unserer Muttersprache.»

Dem Fremden nicht abgeneigt

«Die Oberländer auf dem Bodeli bilden eine verschworene Gemeinschaft», sagt Käthi Haldimann, Pflegedienstleiterin Chirurgie. Man sei dem Fremden nicht abgeneigt, schätze aber eine diskrete, störungsfreie Eingliederung. Die Tourismusregion bringe viele fremdsprachige Patienten ins Spital. Die meisten seien angenehm.

Bei Sprachproblemen, die eine Übersetzung erfordern, wird zuerst die hausinterne Liste gezücht. So kann auch mal eine portugiesische Küchenhilfe am Krankenbett beigezogen werden. Sehr einfühlsam reagieren die Hebammen auf die Bedürfnisse und Gepflogenheiten der zahlreichen Wöchnerinnen aus anderen Kulturkreisen. «Von Schwerkranken sind aber bisher keine Wünsche nach spezieller religiöser Betreuung an uns gelangt.»

Das Thema Multikulturalität manifestiere sich auch in der Ausbildung zur Krankenpflege. «Es geht darum, Lernende aus anderen Kulturen mit unserer Pflegephilosophie vertraut zu machen. Und die lautet: Jeder Patient, jede Patientin ist ein voll zu respektierendes Individuum.» Das sei zuweilen eine grosse Herausforderung für die Lernbegleitenden.

Multikulturell – auch die Küche

Kurz vor elf Uhr in der Spitalküche, die Köchin taucht die Kelle tief in einen Kessel. Schöpft Suppe in einen Teller, kostet sie in kleinen Schlucken, greift zum Salzfass, schüttet kräftig nach, rührt, kostet erneut. Je fünfzehn Liter Gerstensuppe kochen hier, der eine Kessel mit Schonkost, der andere mit Zwiebeln, Lauch und Fleisch. Nebenan beginnt das Fliessband zu rollen, von links und rechts verteilen helle und dunkle Hände Tablett und Teller, schöpfen mit grossen Kellen Kartoffelstock und Bohnen. Ein Koch rührt mit Handschuhen in einem dampfenden Topf Nudeln.

Nun wird auf den Stationen das Mittagessen serviert. Im Personalrestaurant trudeln die ersten Mitarbeiter ein, greifen zu einem Tablett, bleiben vor der Menütafel stehen, richten die Augen auf die weisse Kreideschrift: «Menü eins: Chinesisches Nudelgericht. Menü zwei: Berner Röstli mit Alpkäse.»

*Regula Tanner,
Marianne Vogel Kopp*

*Der sibirische Fotograf Alexander Preobrajenski (34) ist für ein mehrmonatiges Kulturprojekt in der Klinik «südhang» nach Kirchlindach eingeladen worden. Mit seiner Kamera und den Augen des Fremden dokumentiert er den Schweizer Alltag.



Bilder: Alexander Preobrajenski*

Multikultureller Arbeits- und Begegnungsort: Spital Interlaken

Ortstermin (2): Zu Besuch im Schulhaus Schwabgut in Bern-West

«In meiner Klasse sind keine Schweizer Kinder mehr»

Wenn in einer Schule mehr als die Hälfte der Kinder aus fremdsprachigen Familien kommen, heisst das für viele Schweizer, dass sie diese Schule nach Möglichkeit meiden. Das Schulhaus Schwabgut in Bern ist so eine Schule. – Ein Augenschein.

Beim Glasgemälde unten in der Halle stehen zwei Buben. «Was ist das?», fragt der eine. «Weihnachten wahrscheinlich», gibt der andere zur Antwort. Ihr Deutsch hat einen Akzent, der vermuten lässt, dass sie daheim keine Weihnachten feiern. «Ist noch schön», sagt der eine. «Geil», sagt der andere. Sie haben die strahlenden Augen aller Erstklässler dieser Welt. Wir haben Lust, etwas zu lernen, etwas Neues zu entdecken, sagen diese Augen.

«Ich hasse Sie, weil Sie ein Christ sind!», schreit Milena* ihrem Aufgabenhelfer und Musiklehrer entgegen. Der Ausbruch kommt überraschend, denn die beiden haben ein gutes, sogar ein vertrautes Verhältnis zueinander. Es ist halb fünf Uhr nachmittags. Die sechzehnjährige Milena hat gefragt, ob sie einen Farmerstängel haben dürfe, so wie immer oder wie meistens in der Aufgabenstunde, aber der Lehrer hat wegen des Ramadans nichts mitgebracht. Um halb fünf dürfe sie das Fasten brechen, beharrt Milena. Und dann sagt sie ihm ins Gesicht, dass sie ihn hasse.

«Die Nation ist kein Thema»

Zwei Szenen aus dem Schulhaus Schwabgut, und dazwischen liegen das Leben und das Zusammenleben an einer Schule im Westen Berns, wo drei Viertel aller Kinder ausländische Eltern haben, einfache Leute aus dem Balkan, aus Sri Lanka, von denen viele immer noch nicht recht Fuss gefasst haben in diesem Land.

Haben die Schweizer Eltern nicht Angst, dass ihr Kind in diesem Umfeld zu wenig lernt? – «In meiner Klasse sind keine Schweizer Kinder mehr.» Kurt Däppen ist seit dreissig Jahren an dieser Schule, und er hat gesehen, wie die einheimischen Arbeiterfamilien dem Quartier den Rücken kehrten und wie ausländische Arbeiterfamilien die billigen Wohnungen bezogen. Wenn man ihn fragt, wie viele Kinder aus welchen Nationen in seiner fünften Klasse sind, kann er das nicht auf Anhieb sagen, sondern muss die Schüler Name um Name durchgehen. «Die Nation ist kein Thema», sagt er. «Wenn zwei miteinander befreundet sind, dann ist es zum Beispiel wegen des Sports, und Streit haben sie, weil sie einander nicht leiden können.» Konflikte brechen zwischen Buben und Mädchen auf, zwischen Fleissigen und Faulen, so wie überall. Aber nicht zwischen Angehörigen von Nationen oder Ethnien.

«Sie müssen schlagen!»

Das Schulhaus Schwabgut ist ein Zweckbau aus der Zeit, in der viel und schnell gebaut wurde. Die Schulzimmer sind klein, die Gänge sind gross und hell. Wer hier, wo bei den Eltern Arbeitslosigkeit, Alkohol- und Beziehungsstreitereien herr-



Bild: Heini Stucki

Friedliches Miteinander und Durcheinander von Hautfarben und Augenformen: Im Schwabgut gehen Kinder aus mehr als dreissig Nationen zur Schule

schen, Rambazamba erwartet, ist überrascht. In den Gängen ist es ruhig, fast still, aus den Schulzimmern dringt kaum je ein Ton, und wenn die Pausenglocke schrillt, stürmen die Schülerinnen und Schüler nicht in wilden Horden aus ihren Zimmern, sondern langsam, diskutierend, einander stubsend und stossend, lachend meistens... – und sie grüssen mich, den Fremden, der da steht. Es ist schwierig, nicht gerührt zu sein ob dieses friedlichen Miteinanders und Durcheinanders von Hautfarben und Augenformen, und ich frage mich, woher all die Ängste vor den Fremden, auch meine eigenen, denn kommen.

Ist das Schulhaus Schwabgut multikulturelle Idylle? – «Die Kinder kommen tatsächlich gut miteinander aus. Probleme ergeben sich aber da, wo die Schule mit den rigiden Normen der Familie kollidiert.» Ruth Biemann ist Schulleiterin und muss manchmal feststellen, dass Kinder an der Kluft zwischen den Kulturen leiden oder daran fast zerbrechen.

Es gibt Geschichten dazu. Die Mazedonierin Adine, die im Textilen Gestalten plötzlich in Tränen ausbricht und sagt, sie habe immer, immer Heimweh nach ihrer Grossmutter, das heisst Heimweh nach dem Land, wo für sie keine Zukunft ist. Der Vater, der am Elternabend fragt: «Wo sein richtige Lehrer?», weil er sich nicht vorstellen kann, dass der Mann, der mit halblangen Haaren und Lederjacke vor ihm steht, der Lehrer seines Mädchens sein soll. Ein anderer Vater, der dem Leh-

rer seines Buben rät: «Sie müssen schlagen, richtig, bis Blut.» Die Kurdin Ceinep, von der die Eltern ebenso unbedingt wie unrealistischerweise erwarten, dass sie es ins Gymnasium schafft, die eines Abends nach einer Nachhilfestunde bewusstlos zusammenbricht. Der Vater, der wutentbrannt ausruft, dass Ali von jetzt an nicht mehr sein Sohn sei.

Postkartenklischees

Können diese Kinder überhaupt noch am Unterricht teilhaben? – «Ich wundere mich, wie fröhlich sie sind. Wie gut sie den Rank immer wieder finden.» Daniel Bürge sitzt mit der Gitarre vor einer sechsten Klasse, in der die meisten Kinder Albaner sind und die meisten von ihnen Mädchen. Die Kinder erzählen von ihren Berufswünschen. Kinderärztin, Tierärztin, Informatiker, Eishockeyspieler, Fussballprofi, noch einmal Kinderärztin, Ärztin. Sie werfen die Berufe in die Runde, und sie strahlen, und Daniel Bürge weiss, dass einige von ihnen es vielleicht in die Sekundarschule schaffen und wohl keines ins Gymnasium. Ich komme aus England, sagen sie, aus Mazedonien, ich komme aus dem Kosovo. Sie sagen «Ich komme aus...», obwohl fast alle aus der Schweiz kommen, hier geboren sind, leben. Auf die Frage nach ihrer Heimat erzählen sie Ferienerlebnisse und beschreiben Postkartenklischees. Dann singen sie ein afrikanisches Lied.

An dieser Schule leben Menschen aus mehr als dreissig Nationen friedlich mit- und nebeneinander. «Ja, aber die Kinder kennen ihr Land nicht. Sie kennen ihre Religion nicht. Sie sind nirgends verwurzelt.» Nach dem 11. September 2001 erklärte Irene Heim ihren Viertklässlern, was geschehen sei, und bat sie, aufzustehen und schweigend an die Opfer und an den Frieden zu denken. Beten gehe wohl nicht, sagte sie, aber da meldete sich Siri, ein

kleiner Tamile, und sagte: «Wir glauben alle an Gott.» Die andern bestätigten es. In dem Fall könne man ja beten, sagte die Lehrerin, und sie beteten jeder zu seinem Gott oder zu seinen Göttern. Sie senkten die Köpfe oder hielten sich die Hände vor das Gesicht, ganz so, wie sie es daheim oder in Filmen schon gesehen hatten.

Am andern Tag fragte eines der Kinder, ob man wieder beten wolle, und von da an betete die Klasse ein Jahr lang fast jeden Morgen. «Es war eine lebhaftere, eine laute Klasse, aber sie ist», sagt Irene Heim, «im Verlauf des Jahres ruhiger und ausgeglichener geworden.» Könnte Religionsunterricht den Kindern neuen Halt geben? «Die meisten Kollegen lassen die Hände von der Religion. Mit Missionieren ist schon zu viel verblitzet worden.»

Auch hier: sparen

Die Lehrerinnen und Lehrer des Schwabgut haben dafür gekämpft, dass an ihrer Schule mehr Platz hat als Rechnen und Schreiben, und sie haben erreicht, dass die Schülerinnen und Schüler der Unterstufe im Rahmen des MUS-E-Programmes regelmässig mit Theaterpädagoginnen arbeiten können. Im Spiel stellen sie ihre Freuden und Ängste dar, das, was sie sind und was sie gern sein möchten. Die Schulleiterin Ruth Biemann beschreibt, wie selbstbewusst die Kinder geworden seien. Sie schauen einen beim Gespräch in die Augen. «Sie sind aufmerksamer geworden, und sie sind bereit, Leistungen zu erbringen.» Ruth Biemann erzählt ganz begeistert von den Veränderungen, die MUS-E und die Theaterprojekte an der Oberstufe bewirkt haben. Doch dann senkt sich so etwas wie ein nasses Tuch über die Begeisterung. Man habe die Ankündigung erhalten, dass die Gelder für Theaterpädagogik ersatzlos gestrichen würden, sagt sie.

Sie wohnen in einem der besseren Quartiere der Stadt: Würden Sie Ihre Kinder gern ins Schwabgut geben? – «Ja.» Die Lehrerin für Ausdrucksmalerei muss nicht lange studieren. Wir stehen im Kellerraum, wo die Kinder eine Stunde pro Woche ihre Gefühle, Ängste, Hoffnungen auf Papier malen, wo sie Panzer zeichnen oder lichtdurchflutete Häuser oder das Blatt mit grauer Farbe vollschmierem, um dem Schmerz keinen Raum zu geben. Die Lehrerin weiss um die Schwierigkeiten im Schwabgut. Aber sie kennt auch die Schule in ihrem eigenen Quartier. Es ist ein Ort, wo fast nur Schweizer Kinder und fast nur solche gebildeter Eltern zur Schule gehen. «Aber dort», sagt sie, «grüss dich in den Gängen keiner», und wenn jemand am Schulhaus vorbeigehe, könne es vorkommen, dass er aus den Schulzimmern heraus beschimpft und bespuckt und mit Gegenständen beworfen werde.

Minderheiten hier und dort

Wie fühlst du dich als einziger Schweizer in dieser Klasse? – «Gut. Wieso?» Kevin ist in der Primarklasse 6a gleich zweimal in der Minderheit: als einer von zwei Buben in einer Mädchenklasse und als einziges Schweizer Kind. Die Frage, wie er sich in der Klasse fühle, ist also berechtigt. Aber sie ist unvollständig. Die gleiche Frage hätte ich auch Sarah, der einzigen Engländerin, und Jenani, der einzigen Tamilin, stellen müssen. Auch sie sind in dieser albanisch geprägten Klasse in der Minderheit.

Aber ihnen habe ich die Frage nicht gestellt. Daniel Bürge holt das Versäumte nach, stellt die Frage für mich, und ohne es zu wollen, lehrt er mich, was es heisst, eine multinationale Gesellschaft nicht nur von aussen zu sehen, sondern in ihr zu leben.

Hanspeter Bundi

*Namen einiger SchülerInnen geändert

Ortstermin (3): Zu Besuch in der Biscuitfabrik Kambly SA in Trubschachen

«Trubschachen lebt von Kambly. Und Kambly von den Ausländern.»

Gekauft und gegessen werden die Bretzeli, Butterflys und Mandel-Caprices der Kambly SA in über dreissig Ländern, produziert und verpackt von Frauen und Männern aus sieben Nationen. Ein Augschein.

Halb sieben in der Früh. Langsam tagt es in Trubschachen. Längs der Eisenbahngleise taucht die wuchtige Kambly-Fabrik aus der Dämmerung auf. Wie ein Koloss wirkt der Zweckbau, der Bauetappe um Bauetappe auf gegen zweihundert Meter Länge angewachsen ist; wie ein Fremdkörper auch, neben den Emmentaler Häusern mit Walmdach – der grösste Gebäckerhersteller und -exporteur der Schweiz prägt das 1600-Seelen-Dorf massgeblich.

*

Dass Feti Salihu von der Nachtschicht kommt und seit 23 Uhr am Fliessband gestanden ist, sieht man ihm gar nicht an – aufs Schlafen freut er sich trotzdem. Er ist 33, Albaner und stammt aus dem Süden Serbiens: aus einem Ort, der Banja e Sijarines heisst und wo Feti Salihu, gelernter Elektriker, in einem stattlichen Haus wohnte. Bis er sich für den Anschluss der Region an den Kosovo stark machte: «Dann wurde es schwierig.»

Seit 1999 lebt er mit seiner Frau und den beiden Kindern als Asyl Suchender in

Während auf der Büroetage, im Verkauf und im Dienstleistungsbereich der Produktion in Trubschachen rund 110 Schweizerinnen und Schweizer sowie ein Italiener tätig sind, ist die Belegschaft in der Fabrikation kunterbunt: Von den rund 230 Leuten, die an den Backstrassen arbeiten, kommen 116 aus der Schweiz, 69 aus Sri Lanka, 39 aus dem Kosovo, sieben aus der Türkei; zudem sind zwei Philippinos, ein Afghane und eine Portugiesin angestellt.

Und alle tragen sie Weiss: Wegen der Hygiene sind Arbeitsschürze und Mütze vorgeschrieben. Optisch wirkt so die multikulturelle Belegschaft wie eine grosse Familie. «Die Kambly-Welt ist international», schwärmt Ganeshalingam Ramalingam (41). Ganesh, wie ihn die Kollegen nennen, musste Sri Lanka 1983 verlassen, in der Hoffnung, «in ein paar Jahren zurückzukehren und das Wirtschaftsstudium fortzusetzen». Daraus wurde nichts, Ramalingam ging zu Kambly: Mit «Güetzi-ablesen» hat er begonnen, dann zur Einpackmaschine gewechselt, später in die Bäckerei und schliesslich «die ganze Anlage kennen gelernt». Ausserdem amtiert er als Übersetzer für seine Landsleute und ist Präsident des Hindutempels im Bärau, der oberhalb von Otto's Warenposten eingemietet ist. Von seinen muslimischen Arbeitskollegen sagt er, sie seien «stark im Glauben». Im Vergleich dazu habe er als Hindu eine «freiwillige und offene Religion»: «Ich kann auch in eine katholische



Bilder: Yoshiko Kusano

12 Güetziarten, 400 Angestellte, 7 Nationen: Die «Spécialités de Biscuits Suisses» der Kambly AG in Trubschachen sind ein multikulturelles Gesamtkunstwerk

Meter langen Backofens zum anderen und muss sogar den Verpackungsroboter umprogrammieren können, wenn der wieder mal sechs statt nur fünf Güetzi ins Schachtelabteil drückt: Dann gibts «Bruch», «Kambly-Bruch», und den kann man nur im Fabrikladen verkaufen.

Selvanajagam wohnt in Signau, wo die Familien Gerber heissen und Lüthi, er tschüttet beim FC Trubschachen zwischen Schweizern und Jugoslawen, er hat eine Schweizer Frau und findet eigentlich alles «tipptopp». Vielleicht weil er so anpassungsfähig und darauf bedacht ist, nicht aufzufallen. Jedenfalls hat er, obwohl selber Hindu, sein Kind reformiert taufen lassen: «Hinduistisch? – das wäre zu speziell gewesen. In Signau ist man reformiert.»

*

Backstrasse, Linienpilot, Schlüsselstelle: Die Kambly-Sprache verstehen alle, unabhängig von Hautfarbe und Nationalität.

*

Hört Thomas Moesch (26), Linienpilot der Backstrasse 6, wie jemand in der Pause über die «schwarze Sieche» schimpft, ignoriert er das: «Das ist mir zu blöd.» Aber auf seiner Backstrasse, wo er Chef von zehn Tamilen, zehn Kosovoalbanerinnen und sieben Schweizern ist, würde er solche Sätze nie dulden. Allen, die bei ihm zum Vorstellungsgespräch erscheinen, erkläre er «klipp und klar»: «Wenn du mit Ausländern ein Problem hast, dann bist du hier am falschen Ort.»

*

Hanspeter Aeberhard, 56, hat kein Problem mit Ausländern. «Hauptsache, sie machen ihre Büe.» Trotzdem hat er Tage zuvor ein überzeugtes Ja zur SVP-Asylinitiative in die Urne gelegt: «Sonst haben wir hier bald einmal nichts mehr zu sagen.» Das sei natürlich nicht gegen seine ausländischen Kambly-Kollegen gerichtet, «die machen ihre Sache recht». Am Backofen, wo er arbeitet, hängt ein Kleber: «Jeder ist Ausländer. Oder verreisen Sie nie?»

In Trubschachen legten am 24. November 262 StimmbürgerInnen ein Ja zur Asylinitiative ein. Nein stimmten 183.

*

Im Pausenraum tickt ein roter Küchenwecker: In exakt sieben Minuten muss Emil Aebi «Nougat einmischen» – für die Mont Chocos, die mit dem Schoggi-Nougat-Matterhorn. Seit über dreissig Jahren ist er im Betrieb, er hat erlebt, «wie die Ungarn und Italiener kamen und gingen, dann die Türken, Jugoslawen und Tamilen». Nein, die Ausländer seien «kein grosses Problem». Zwar gehe es einigen unter ihnen wohl nur darum, hier das Geld zu holen, handkehrum gebe es unter ihnen «Supertypen». Und sowieso: «Möffe hat es unter Schweizern und Ausländern.» Aebi hat gegen die Asylinitiative gestimmt: «Trubschachen lebt von Kambly. Und Kambly von den Ausländern.»

*

Ein Integrations- oder Antirassismuskonzept hat Kambly nicht. «Wir reagieren situativ», sagt Personalchef Aemmer. Natürlich habe er schon den einen oder anderen «Verweis» aussprechen müssen, «aber im Vergleich zu dem, was man an Stammtischen so hört, geht es bei uns sehr gut». Die



Personalfuktuation in der Produktion betrage bloss fünf Prozent: «Je länger man zusammen arbeitet, desto mehr Verständnis hat man für den Kollegen nebenan.» Verständnis hat Aemmer auch für das all-

jährliche, praktisch kollektiv eingereichte Dispensationsgesuch der Tamilen, «wenn sie nach Genf gehen und gegen den Bürgerkrieg in Sri Lanka demonstrieren». Und den Wunsch jener Muslima, die statt der neu eingeführten Arbeitshose aus religiösen Gründen einen Rock tragen möchte, wird er erfüllen: «Sie müsse sonst kündigen, hat sie mir erklärt.»

*

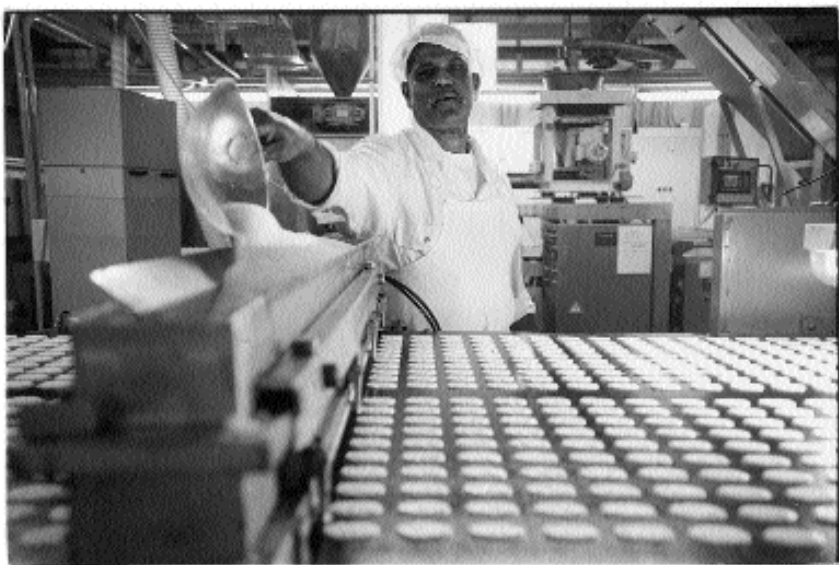
Für Marija Lazar (57) ist die Schweiz Kambly, Kambly die Schweiz, und deshalb die Schweiz ihre Heimat. Seit 32 Jahren arbeitet die Kroatin bei Kambly, sie wohnt in einem Block der Personalvorsorgestiftung der Kambly, und dort trifft sie im Treppenhaus und in der Waschküche jene Türken und Albanerinnen, mit denen sie am Kambly-Fliessband Mandelgipfel sortiert. Ihre Geschichte mit der Firma hat sie in einem Fotoalbum dokumentiert: das Betriebsfest, ein Geburtstag, eine neue Maschine...

Trotzdem freut sich Marija Lazar darauf, in ein paar Jahren mit ihrem Mann nach Slowenien zu ziehen: Sie hat Rückenprobleme, und die Maschinen werden immer schneller. «Alles geht hopp hopp», sagt sie lachend, aber das sei normal für unsere Zeit. Dann beginnt sie aber doch zu schwärmen von früher, von der Butterfly-Verpackungsmaschine, an der sie 25 Jahre gearbeitet habe, von den ehemaligen italienischen und spanischen Kolleginnen, mit denen sie während der Arbeit geschertzt und gesungen habe: «Das war eine gute Kollegialität.» Nein, nein, zu klagen habe sie nicht, man sei immer noch anständig zueinander, halt einfach nicht mehr so zutraulich wie früher. Dass der Jan von vis-a-vis, ein Muslim aus Afghanistan, gerade Ramadan habe, habe sie jedenfalls nur daran gemerkt, dass er im Moment keine Guetzli schlecke.

*

Am schwarzen Brett beim Ausgang: «Wir gratulieren herzlich: Ajse und Milaim Emruli-Sakiri zur Geburt ihrer Tochter Lejla; Martin Studer und Andrea Haderer Studer zur Geburt ihres Sohnes Benjamin Gabriel; Suseela und Ayadurai Rasakumar zur Geburt ihres Sohnes Rasuyan; und Josi Paul zum 15. Dienstjubiläum.»

Samuel Geiser, Martin Lehmann



der Schweiz, seit zehn Monaten hat er bei Kambly eine feste Stelle und eine Wohnung im Bärau. «Ich zahle alles selber», fühlt er sich zu sagen bemüssigt. Seine Arbeit gefalle ihm, und die Multikulturalität im Grossbetrieb sei kein Problem: «Ich gehe nach der Arbeit oft noch mit ein paar Tamilen und Schweizern in die Beiz.» Auf seine Religion angesprochen, lacht Feti Salihu und sagt: «Gut denken, gut handeln.»

*

Auch Sefik Gümüs (24) kommt von der Nachtschicht. Eben noch hat er die mit Güetzipackungen gefüllten Kartonschachteln vom Fliessband genommen und auf Paletten geschichtet. Er spricht ein breites Emmentaler Berndeutsch – und türkisch: Als Dreijähriger ist er mit den Eltern ins Emmental gezogen, «in ein Dorf, wo wir die einzigen Ausländer waren». Die Kambly sei «eine Entdeckung» gewesen: «Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich hier mit Philippinos gesprochen und Tamilen kennen gelernt.»

Kirche gehen und zu Maria beten: Immer bleibe ich Hindu.»

*

«Eingestellt haben wir die Tamilen seinerzeit, weil sie sehr feingliedrige Finger haben – damals mussten noch fast alle Güetzi von Hand verpackt werden», sagt Personalchef Jürg Aemmer. Heute stehen dafür zwar Roboter zur Verfügung, doch die Tamilen sind Kambly treu geblieben. Und umgekehrt. «Von ihrer Art her sind sie halt extrem gäbig und enorm flexibel: Sie haben sich gut eingelebt», rühmt Aemmer.

*

Auch Elangovan Selvanajagam hat hier Karriere gemacht: Der 29-jährige Tamile ist stellvertretender Linienpilot auf der Backstrasse 5, wo die Florentiner produziert werden. Ein Linienpilot ist für fast alles zuständig: Er kontrolliert das Gewicht des Teigs, die Zugabe von Mandeln und Glasierpulver, die Ober- und die Unterhitze, das gleichmässige Braun der Biscuits. Er rennt vom einen Ende des siebzig

Wie sieht das Zusammenleben der Religionen in dreissig Jahren aus – zum Beispiel in Bern?

... und in Ostermundigen eine Moschee

Die Islamische Volkspartei (IVP) im Stadtrat, ein interreligiöses Parlament, das Anliegen aller Landesreligionen debattiert, und die Bewegung «bi-»: ein gewagter Blick in die multireligiöse Schweiz des Jahres 2033.

Die folgenden Ausführungen stammen aus einem Bericht an die Wintersynode 2033 der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn:

... Die religiöse Landschaft hat sich seit Anfang des Jahrhunderts weiter verändert und ist noch bunter geworden. In allen Religionsgemeinschaften – bei den Reformierten und Katholischen ebenso wie unter den Juden, Muslimen und Hindus – gibt es heute die «Offenen» und «Dialogbereiten», ihnen gegenüber stehen die «Exklusiven», die oft fundamentalistische Haltungen vertreten. Im Weiteren sind in jeder Gemeinschaft «Traditionstreue» zu finden, die einfach ungestört ihren Weg gehen wollen. Und schliesslich gibt es die schrumpfende Gruppe der Gleichgültigen. – Fazit: Alle Konfessionen und Religionen in der Schweiz haben zunehmend Mühe, ihre «Schäfchen» beisammenzuhalten.

Die Bewegung «bi-»

In den christlichen Kirchen sind zudem neue Bewegungen mit beträchtlichem Anhang entstanden. Manchmal synkretistisch, oft charismatisch, zum Teil mit afrikanischem Hintergrund, treten sie mit missionarischem Anspruch auf. Wie immer man diese Entwicklungen theologisch bewerten will: Vermutlich ist es ein Zeichen von Integration, dass auch die neu Zugezogenen sich dem anhaltenden Trend zur Individualisierung («Jede/r ein Sonderfall») nicht entziehen können.

Probleme ergeben sich für die Kirchen durch die sich immer stärker bemerkbar machende Bewegung «bi-»: Sie besteht vorwiegend aus Frauen und Männern aus Mischehen, die sich weigern, sich zwischen Katholizismus und Protestantismus oder auch zwischen Christentum und Buddhismus zu entscheiden. Sie fordern stattdessen eine Doppelmemberschaft, die nach Gesetz immer noch nicht möglich ist. Jede zweite Ehe ist aber mittlerweile bi-national, bi-kulturell, bi-konfessionell oder bi-religiös. Wir werden deshalb kaum darum herumkommen, für solche Anliegen Lösungen zu finden.

Bewährt haben sich die seit Jahren durchgeführten Dialogkurse. Ihr Ziel ist die religiöse Gesprächsfähigkeit. Es geht in erster Linie darum, den eigenen Glauben überhaupt kennen zu lernen. Es wird aber auch Grundwissen über die anderen Religionen vermittelt. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer merken hier – im Gespräch mit den anderen – zum ersten Mal etwas von der Besonderheit und Kraft ihrer eigenen religiösen Tradition.

Vertrauensbildende Massnahmen haben sich bewährt. Seit zehn Jahren richtet der Reformierte Synodalrat den andern Religionen zu deren grossen Festen ihre Segenswünsche aus, und diese erwidern sie. In der letzten Legislatur hat der Imam



Eine Feier (mit AfrikanerInnen) im Soussol, die andere (im Hindutempel) am Rand der Stadt: Noch fristen Gottesdienste mit Menschen aus anderen Kulturen und Religionen ein Schattendasein

des Islamischen Zentrums Bern ein Grusswort an die Herbstsynode gerichtet – Jahrzehnte nachdem der Rabbiner der jüdischen Gemeinde zum ersten Mal dazu eingeladen worden war. Nächstes Jahr wird im Berner Rathaus nach langer Vorbereitung das erste «interreligiöse Parlament» tagen: Im Zentrum der Debatte steht die Beratung gemeinsamer Fragen von Religion und Gesellschaft.

In Schulen und Elternvereinigungen spielen heute die ReligionsvermittlerInnen eine grosse Rolle: junge Erwachsene, die hier geboren sind, sich für ihre Religion (Hinduismus, Islam) besonders interessieren und sich als «Barfuss-TheologInnen» um ihresgleichen kümmern. Sie besuchen spezielle Kurse, ähnlich den Kulturvermittlerkursen der Zeit um 2000.

Seit zehn Jahren bilden nun auch die christlichen Kirchen gemeinsam solche Religionsvermittlerinnen und -vermittler aus. Die Kurse finden im Haus der Reli-

gionen (HdR) in Bümpliz statt, das inzwischen zu einem weit über Bern hinaus bekannten Modell für die interreligiöse Begegnung und Reflexion geworden ist. Sehr zu begrüssen ist, dass nun auch die Christkatholische und Evangelische Theologische Fakultät (CETheol) der Universität Bern sich dort engagiert und das Haus der Religionen als wichtiges Lernfeld einer realitätsnahen Ausbildung betrachtet.

Nicht «Ehe», sondern «WG»

Das HdR ist heute ein Symbol für die Entwicklung der letzten Jahrzehnte: Die Religionen haben sich kaum vermischt. Jede hat ihr eigenes Profil und ihre Identität behalten. Nicht «Ehe» ist das Ziel der Begegnung, sondern ein gedeihliches Zusammenleben im Kanton – eine «Wohngemeinschaft» sozusagen. Typisch dafür: die von den verschiedenen Religionsgemeinschaften koordinierten, aber je in ihrer eigenen Tradition durchgeführten Bittfeiern zum 10. Dezember (Tag der Menschenrechte).

Besondere Probleme haben nach wie vor die Hindus mit ihrem Priesternachwuchs, denn ihre Religion ist eng mit der Kultur Indiens verwoben. Die Brahmanen-Kindergruppen, die es seit einigen Jahren gibt – Secondo-Hindus, die von klein auf

in die Aufgaben der Priesterkaste eingeführt werden –, sind ein Versuch, diese Schwierigkeit zu überwinden, um nicht immer wieder auf kultisches Personal aus dem Heimatland angewiesen zu sein.

Heute sind die einst fremden Religionen langsam einheimisch geworden. Dazu beigetragen haben die Integrationsförderung der Eidgenossenschaft und die positive Würdigung der religiösen Vielfalt im «Religionsartikel», der 2022 auf Vorschlag des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK) in die Bundesverfassung aufgenommen wurde.

Landesreligion Islam

Spannend ist die Entwicklung unter den Muslimen, wo sich der «Euro-Islam» – vor dreissig Jahren noch ein blosses Schlagwort – langsam durchgesetzt hat. Anfangs waren es noch aus der Türkei eingeflogene Religionslehrer gewesen, die hier einen türkischen Islam unterrichteten. Sie blieben aber den schweizerischen Verhältnissen fremd. Die Jugendlichen der zweiten und dritten Generation, die akzentfrei Schweizerdeutsch (und kaum mehr Türkisch) sprachen, gingen zu diesem Islam zunehmend auf Distanz. Die heutigen Imame sind meist Schweizer und in der Schweiz ausgebildet worden.

Einen Teil ihres Studiums haben sie in eigenen Seminaren, einen andern an den religionswissenschaftlichen Fakultäten von hiesigen Universitäten absolviert.

Solche Studiengänge widerspiegeln die innere Öffnung der islamischen Gemeinschaft, sie waren aber auch schlichte Notwendigkeit: Wer, wie der Islam, als Landesreligion (früher: Landeskirchen) anerkannt werden wollte, musste in der theologischen Ausbildung gewisse Standards erfüllen. (Abzuwarten bleibt, was aus den umstrittenen Basler Bestrebungen wird, auch Imaminnen auszubilden...)

Islamische Volkspartei

Die für die öffentlich-rechtliche Anerkennung notwendige Bildung des Bundes Islamischer Gemeinden (BIG) ist ein Meilenstein: Das bunte Puzzle sich oft rivalisierender, national geprägter islamischer Gruppierungen musste sich zu einer verbindlichen Ökumene verfestigen. Das ist nicht ohne schmerzliche Auseinandersetzungen geschehen.

Ein weiteres Indiz für die gelungene Integration ist der Einsatz von Mitgliedern der Islamischen Volkspartei (IVP) in Stadtparlamenten. Ihre Bereitschaft, politische Verantwortung mitzutragen, wird sehr geschätzt und hat mitgeholfen, hüben und drüben Vorurteile zu korrigieren. Es ist deswegen doppelt bedauerlich, dass Einbürgerungen – gerade von Menschen aus dem islamischen Kulturkreis – immer noch sehr erschwert werden. Das verunmöglicht den Betroffenen, für die es längst keine «Heimkehr» mehr gibt, hier ihren Platz als Bürger und Bürgerinnen zu finden.

Daneben gibt es natürlich immer noch unabhängige, d. h. nicht dem BIG angehörige islamische Gemeinden oft nationalistisch-fundamentalistischer Ausrichtung. Es gelingt ihnen zwar nicht, eine grössere Anhängerschaft anzuziehen. Die Auseinandersetzungen rund um solche Gruppen sind aber heftig und machen immer wieder negative Schlagzeilen. Darunter leidet in erster Linie die islamische Gemeinschaft selbst. Es ist nötig, die Entwicklung solcher Randgruppen kritisch im Auge zu behalten. Die Konflikte sind meist «importiert» und hängen mit Demokratiedefiziten und sozialen Brüchen in den Herkunftsländern zusammen – für die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn ein Grund mehr, in ihren integrations- und entwicklungspolitischen Anstrengungen nicht nachzulassen.

Schritt aus den Hinterhöfen

Die Religionen haben den Schritt aus den Hinterhöfen heraus getan. Noch vor dreissig Jahren hatten Tempel und Moscheen in alten Industrieanlagen Unterschlupf gefunden. Dank dem neuen Bau- und Planungsrecht kann sich jetzt die Architektur der verschiedenen Weltreligionen auch in der Schweiz sichtbar ausdrücken – mit einer gewissen Diskretion selbstverständlich und im Rahmen denkmalpflegerischer Rücksichten. Die geplante, baulich kühne Moschee in Ostermundigen wird wohl einst neben dem Klee-Museum eine der architektonischen Attraktionen Berns sein.

Benz Schär



Der Autor ist reformierter Theologe

Grusswort

Gute Tradition

Schon wieder dürfen wir zu Besuch, «zVisite», gehen. Innert kurzer Zeit ist die religionsübergreifende Publikation – die Gemeinschaftsproduktion von «saemann», «pfarrblatt», «Kirchenblatt» und «JGB-Forum», bei der auch eine Muslimin mitgearbeitet hat – eine Tradition geworden.

Eine gute Tradition. Es ist erfreulich, dass sich Reformierte, Römisch-Katholische, Christkatholische, Juden und Muslime an ein derartiges Gemeinschaftsprojekt wagen. Es zeigt, dass der Dialog der Konfessionen und Religionen möglich ist.

Mehr und mehr betonen auch die Politiker in aller Welt, wie wichtig die interkulturelle Begegnung ist:

«Wir müssen den Dialog der Kulturen führen, um den Zusammenstoss der Zivilisationen zu verhindern», sagte unlängst etwa Bundesrat Moritz Leuenberger.

Der Dialog der Kulturen nehme einem die Angst, argumentiert Uno-Generalsekretär Kofi Annan: «Dialog ist ein Prozess, in dem die Vielfalt nicht länger als Bedrohung wahrgenommen wird.»

Dialog ist Friedensarbeit. «Kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen», betont Professor Hans Küng.

Dialog schafft Gerechtigkeit. Denn: «Gerechtigkeit und Frieden küssen sich» (Psalm 85). Er schenkt Freiheit. «Es soll kein Zwang sein im Glauben» (Koran 2.257).

Lassen wir uns also auf den Dialog ein – besonders auf das Gespräch im Alltag, wo wir einander begegnen. Dort wird er zum Dialog des Lebens.

Diese «zVisite»-Ausgabe gewährt uns interessante Einblicke ins Zusammenleben verschiedener Religionen.

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre und bereichernde Begegnungen mit Menschen vielfältigen Glaubens.

Samuel Lutz, Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura

Traugott Rüttimann, Synodalratspräsident der Römisch-katholischen Kirche des Kantons Bern

Fritz-René Müller, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz

Robert Heymann, Interessengemeinschaft der jüdischen Gemeinden des Kantons Bern

Farhad Afshar, Vizepräsident der Koordination Islamischer Organisationen der Schweiz (KIOS)

Wo steckt? Wo stockt?

Vier multireligiöse Projekte auf dem Prüfstand

Das Haus der Religionen

Die Idee, in Bern einen Begegnungsort für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen und religiösen Gemeinschaften zu errichten, wurde 1998 in einer Imagestudie für den multikulturellen Stadtteil Bern-West erstmals erwähnt. Der runde Tisch der Religionen nahm die Idee auf und erweiterte den Begriff um den Zusatz «Dialog der Kulturen». Seither wird professionell und medienwirksam für dieses schweizweit einzigartige Projekt geworben. Entstehen soll ein Gebäude, in dem alle Religionen und Kulturen ihren Platz haben, sich kennen lernen, begegnen und achten.

Raum der Stille im Spital

Die Idee, in verschiedenen Berner Spitälern einen multireligiösen Raum der Stille einzurichten, kommt vom runden Tisch der Religionen und vom Seelsorgeteam des Inselspitals.

Die Menschen dahinter sind die Spitalseelsorgerinnen und -seelsorger.

Die Realität heute ist, dass im Anna-Seiler-Haus und in der Kinderklinik seit zwei beziehungsweise vier Jahren ein multireligiöser Kultraum eingerichtet ist. Es sind sparsam möblierte und dekorierte Zimmer, die jederzeit frei zugänglich sind.

Im Raum der Stille des Anna-Seiler-Hauses sind in einer Vitrine Kultgegenstände der verschiedenen Religionen (Bibel, Koran, Gebetsteppich usw.) aufbewahrt. Diese Gegenstände können hervorgeholt und benutzt werden. Die Räume der Stille sind erwähnt im Prospekt des Inselspitals; das Seelsorgeteam lädt hin und wieder auch zu einer Feier in die Räumlichkeiten ein – unter anderem auch, um die Einrichtung besser bekannt zu machen.

Die Schwierigkeiten bei der Realisierung lagen nicht bei den Mitteln. Die Räume waren seinerzeit beim Umbau auch relativ einfach zu erhalten gewesen. (In der neuen Frauenklinik wird demnächst ebenfalls ein gleichwertiges Angebot zur Verfügung stehen; der Raum ist bereit, aber noch nicht eingerichtet.) Das Problem ist: Noch wird das Angebot eher zurückhaltend genutzt – «wohl weil es noch zu wenig bekannt ist», vermutet der reformierte Inseelpfarrer Walter Stäuber.

Die Kontaktadressen:

walter.staeuber@insel.ch

liselotte.stricker@insel.ch

Oder via Zentrale Insel: Tel. 031 632 21 11

Die Menschen dahinter sind Vertreter aus Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus und Baha'i, die in ihre Religionsgemeinschaften integriert und in Bern heimisch sind. Seit 2002 besteht ein Verein zur Förderung des Projekts. Geschäftsführer ist Hartmut Haas. Er ist von der Herrnhuter Brüdergemeine, die in der Schweiz rund 500 Mitglieder zählt, für diese Aufgabe freigestellt.

Die Realität heute ist, dass die Idee bisher viel bewegt hat. Das Haus der Religionen lebt nicht nur in vielen Köpfen, sondern auch in Form einer Architekten-skizze. Das Geld für die Projektierung wurde zusammengebracht. Gesichert ist

auch die Weiterarbeit in der bisherigen Form bis 2005. Im Schwabgut-Schulhaus steht als symbolischer Grundstein für das Haus eine Friedenswand. Sie entstand als Gemeinschaftswerk an der «Fête Culturelle» im Sommer 2002.

Die Schwierigkeiten auf dem Weg zum Ziel sind im Moment vor allem finanzieller Natur. Dem Verein fehlen das Haus und der Bauplatz. Und es fehlen vorläufig auch noch die Mittel für eine breit angelegte Dialogarbeit in den nächsten Jahren.

Die Kontaktadresse: Verein Haus der Religionen, Burgunderstrasse 107, 3018 Bern, Tel. 031 992 03 48
Internet: www.haus-der-religionen.ch

Runder Tisch der Religionen

Die Idee, in Bern ein Gesprächsforum für Religionen zu schaffen, stammt vom ehemaligen Rabbiner Marcel Marcus. Seit rund zehn Jahren treffen sich Vertreter der fünf Weltreligionen regelmässig.

Die Menschen dahinter sind Vertreterinnen und Vertreter (nicht offizielle Delegierte) der jüdischen, muslimischen, buddhistischen und hinduistischen Religion und der christlichen Kirchen. Der Leiter der reformierten Fachstelle OeME, Albert Rieger, und der Leiter der römisch-katholischen Fachstelle Kirche im Dialog, Markus Friedli, sind sozusagen die Väter des runden Tisches.

Die Realität heute ist, dass man auf einige Erfolge zurückblicken kann: Das muslimische Gräberfeld im Bremgartenfriedhof ist realisiert, im Anna-Seiler-Haus, in der Kinderklinik und bald auch im Frauenspital gibt es interreligiöse Räume der Stille, das Haus der Religionen ist im Entstehen begriffen...

Die Schwierigkeiten liegen nicht bei den Finanzen, dafür bei der Kontinuität. Und beim Problem, das «Schaufens-terthema» zu einem Alltagsthema zu machen: «Die interreligiös Interessierten sind nach wie vor meistens ein bisschen unter sich», bilanziert Markus Friedli, und man sei, nach intensiven Monaten, allgemein «ein wenig müde». Es brauche wieder einen Schub. Als «nicht immer einfach» bezeichnet er auch die Kontakte zu den asiatischen Religionen (Sprachbarrieren). Jetzt sei allerdings wieder ein buddhistischer Mönch mit dabei. Und erst noch einer, der Schweizerdeutsch spreche!

Die Kontaktadresse: Runder Tisch der Religionen, c/o Markus Friedli, Mittelstrasse 6 a, Postfach 513, 3000 Bern 9



Bild: Lisa Schaublin

Angeregt vom runden Tisch der Religionen, gibt es in einzelnen Berner Spitälern einen multireligiösen Raum der Stille, ausgestattet mit verschiedensten Kult- und Ritualgegenständen. Im Bild: Stein im Raum der Stille der Kinderklinik

Im Zeichen des Einen

Die Idee, einen interreligiösen Theologiekurs für Frauen zu organisieren, ist nicht neu. Der Kurs «Im Zeichen des Einen. Frauenblicke auf Gewalt fördernde und Frieden stiftende Traditionen in Judentum, Christentum und Islam», der im Moment läuft, ist aber der erste derartige Kurs, der sowohl interreligiös erarbeitet wie auch ausgeschrieben und durchgeführt wird.

Die Menschen dahinter sind Reinhold Trautler, Studienleiterin im reformierten Tagungszentrum Boldern und Präsidentin der Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft Schweiz, Eva Pruschy, Religionspä-

dagogin und Bildungsbeauftragte beim Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund, Amira Hafner-Al-Jabaji, Islamwissenschaftlerin, und sechs weitere Frauen.

Die Realität heute ist, dass sich für den ersten Kurs vierzig (!) Teilnehmerinnen angemeldet haben und das erste Kursmodul von Anfang November ein voller Erfolg war. Vielen Teilnehmerinnen sei im Kurs «erstmalig so richtig bewusst geworden, wie viel Gemeinsames man habe – die Schöpfungsgeschichte zum Beispiel», sagt Amira Hafner-Al-Jabaji.

Die Schwierigkeiten lägen im Dialog, sagt die Islamwissenschaftlerin. Ei-

gene Annahmen zurückzustellen, keine Vergleiche anzustellen, emotionslos zu diskutieren: das sei auf diesem Gebiet gar nicht so einfach.

Als weitere Schwierigkeit erwähnen die Organisatorinnen, dass Musliminnen und Jüdinnen unter den Teilnehmerinnen stark untervertreten seien. Dadurch fehle etwas die Pluralität der Meinungen. Muslimische und jüdische Teilnehmerinnen, die sich nachträglich noch anmelden wollen, sind deshalb willkommen.

Die Kontaktadressen und Infos über weitere Kursdaten und Themen: www.boldern.ch

Rita Jost

saemann

Evangelisch-reformierte Monatszeitung, Bern
Herausgeber: Verein «saemann»
Auflage: 290 000 Exemplare
Redaktion: Samuel Geiser, Martin Lehmann
Redaktionsadresse: «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern; Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23; E-Mail: redaktion@saemann.ch
Internet: www.saemann.ch
Geschäftsleitung: Marianne Küffer-Lerch, Bodmenggasse 2, 4917 Melchnau, Tel. 062 927 65 25; E-Mail: geschaeftsleitung@saemann.ch
Inserate: JahrhundertPress, Postfach 225, 3000 Bern 32, Tel. 031 352 54 54, jhpress@bluewin.ch
Abonnemente/Druck: Länggass Druck AG Bern, Postfach 7062, 3001 Bern, Tel. 031 307 75 75 saemann@ldb.ch

pfarrblatt

Wochenzeitung der röm.-kath. Pfarreien des Kantons Bern, alter Kantonsteil
Redaktion: Angelika Boesch, Jürg Meienberg
Redaktionsadresse: «pfarrblatt», Postfach 845, 3000 Bern 7, Tel. 031 327 50 50, Fax: 031 327 50 55 E-Mail: redaktion@pfarrblattbern.ch
Internet: www.kathbern.ch/pfarrblatt
Herausgeberin: «pfarrblatt»-Gemeinschaft Bern Präsident: Pfr. Moritz Bühlmann, Ostermundigen Vizepräsidentin: Hedi Hürzeler, Burgdorf
Auflage: 50 050 Exemplare
In Biel und Umgebung sowie Pieterlen erscheint 14-tägig der zweisprachige «angelus». Redaktion: Christiane Gschwind, Peter Friedli, Tel. 032 329 50 81, E-Mail: angelus.biel@kathbielbiene.ch

Christkatholisches Kirchenblatt

125. Jahrgang; erscheint 14-tägig
Herausgeber: Medienkomitee der Christkatholischen Kirche der Schweiz
Redaktion: Frau Jean Drummond-Young, Oberdorfstrasse 16, 8408 Winterthur, Tel. 052 222 38 35 Pfr. Adrian Suter, Dufourstr. 77, 9000 St. Gallen Tel. 071 222 85 65 E-Mail: redaktion.kirchenblatt@christkath.ch
Panorama: panorama.kirchenblatt@christkath.ch Verantwortlich für «zVisite»: Jean Drummond-Young
Druck/Abonnementsverwaltung: W. Gassmann AG, Druck und Verlag Längfeldweg 135, 2501 Biel, Tel. 032 344 82 22
Internet: www.christkath.ch



Publikation der Jüdischen Gemeinde Bern und der Israelitischen Gemeinde Biel. Erscheint zweimal jährlich.
Herausgeberin: Jüdische Gemeinde Bern (JGB)
Kapellenstrasse 2, 3011 Bern, Tel. 031 381 49 92 E-Mail: info@jgb.ch
Internet: www.jgb.ch
Auflage: 600 Exemplare
Redaktion: Peter Abelin (Text)
E-Mail: peter.abelin@swissonline.ch
Georges Hill (Bild)
E-Mail: geohill@datacomm.ch
Redaktionsadresse: Kapellenstr. 2, 3011 Bern
Druck: Lang Druck AG, Sägemattstrasse 11, 3097 Liebfeld

Wie in der übrigen Schweiz sind **die Muslime** auch in den Kantonen Bern und Solothurn nur lose organisiert. Es gibt eine Vielzahl von so genannten islamischen Zentren oder Kulturvereinen, die autonom sind und als Gebetsstätte und Treffpunkte dienen. Die grosse ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt der Muslime in der Schweiz hat bisher die Bildung einer gemeinsamen Dachorganisation verhindert. Aus diesem Grund gibt es auch keine Publikation der Muslime in der Schweiz. Viele muslimische Gemeinschaften haben diese Schwierigkeit erkannt und bemühen sich nun um eine bessere Struktur.

Kontakt im Zusammenhang mit «zVisite»: Amira Hafner-Al-Jabaji (aha@generalmail.net)

Ortstermin (4): Zu Besuch in der Garderobe der BSC Young Boys

An Jom Kippur spielt Avi Tikva nie

Der Goalie hat italienische Eltern, ist römisch-katholisch und eben eingebürgert worden, der Stürmer Israeli, in Tel Aviv aufgewachsen, Jude und der Mittelfeldspieler Muslim mit kosovo-albanischen Wurzeln, aber schon seit mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz: Auch das Kader der Young Boys ist multi-kulturell und multireligiös. – Ein Gespräch über Nächstenliebe, Feiertage und ... Fussball.

Wann habt ihr das letzte Mal auf oder neben dem Spielfeld eine höhere Macht um Hilfe gebeten?

Paolo Collaviti: Das mache ich oft – aber nicht auf dem Spielfeld. Ich bekreuzige mich vor dem Match und bete täglich. Meine Religionszugehörigkeit muss ich aber nicht öffentlich demonstrieren.

Avi Tikva: Auf dem Platz mache ich nichts. Manchmal gehe ich in die Synagoge, und an Feiertagen bete ich.

Johan Berisha: Ich bete hauptsächlich während der Fastenzeit. Und im Alltag in bestimmten Situationen: vor dem Aufstehen, vor dem Training, vor einem Flug oder einer Autofahrt. Das ist nur ein kurzer Moment – ein kurzer Satz, ein kleines Sprichwort.

Es gibt Spieler, die bringen auf dem Platz zum Ausdruck, wem ihre Verehrung gehört – indem sie etwa nach einem Tor ihr T-Shirt mit dem Aufdruck «I love Jesus» präsentieren. Wie steht ihr zu solchen «Kundgebungen»?

Paolo: Das muss jeder selbst wissen, wie er das handhaben will. Glauben ist Privatsache. Ich muss meine Konfession nicht auf der Stirn geschrieben haben.

Johan: Der Paolo hat etwas Schönes gesagt. Der Glaube ist etwas Persönliches. Etwas, das man im Herzen trägt, das niemanden etwas angeht – das muss nicht zelebriert werden.

Redet ihr untereinander über euren Glauben?

Paolo: Ja, Johan und ich haben schon öfter darüber gesprochen. Zum Beispiel nach einem Attentat, wenn unschuldige Menschen in etwas hineingezogen worden sind, für das sie nichts können. Da tauschen wir uns dann am Mittagstisch aus.

Johan und Avi, ihr seid ja Repräsentanten zweier Religionen, die in der Welt...

Avi: ... für mich spielt das...

... nicht immer gut miteinander auskommen. Wie geht ihr damit um?

Avi: Für mich spielt das keine Rolle. Johan ist ein sehr guter Freund von mir. Ich behandle alle Menschen gleich, egal, ob Moslem, Jude oder Christ. Für mich ist der Charakter wichtig. Wenn ich jemanden kennen lerne, frage ich nicht zuerst, was seine Religion sei. Das ist egal. Rede ich

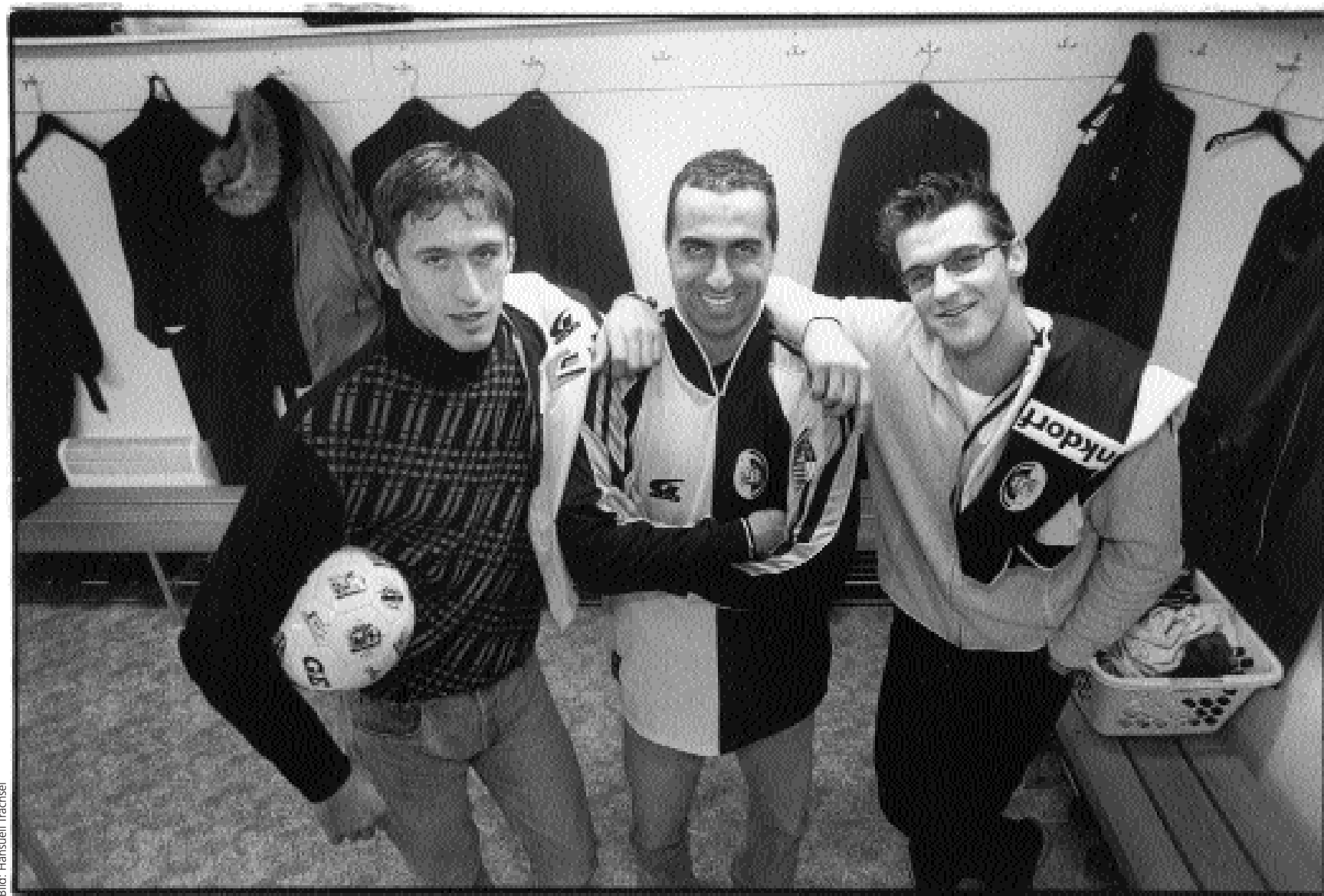


Bild: Hansjell Trachsel

«Soll ich etwa dem Trainer sagen, ich komme wegen der Fastenzeit einen Monat nicht zum Training?»: die YB-Fussballer Johan Berisha, Avi Tikva und Paolo Collaviti (v. l. n. r.) über Religion auf dem Rasen

mit Johan, habe ich doch nicht im Kopf: «Du redest jetzt mit einem Moslem.» Johan ist ein Supertyp, in Freundschaften ist Religion nicht wichtig.

Inwiefern lässt euer Job als Profifussballer zu, euren Glauben, eure Religion im Alltag zu leben?

Paolo: Also, ich bin an Sonntagen sicher nicht der eifrige Kirchengänger. Vielleicht deshalb, weil ich früher immer zur Kirche gehen musste. Da ist man vom Pfarrer unter Druck gesetzt worden. Bin ich aber in Italien, im Ort, wo meine Mutter aufgewachsen ist, zieht es mich in die Kirche, in die auch sie immer gegangen ist. Manchmal zünde ich eine Kerze an, für diejenigen Menschen, denen es nicht so gut geht. Manchmal bete ich nur für mich.

Johan: Als Spitzensportler kann ich nicht ganz im Sinne meiner Religion leben. Es wäre unmöglich, in der Fastenzeit die volle Leistung zu bringen. Streng genommen müsste ich fünfmal am Tag beten. Ich versuche, im Bereich des Möglichen nach dem Islam zu leben. Ich esse kein Schweinefleisch, ab und zu faste ich, und freitags gehe ich in die Moschee.

Und der Trainer hat dafür Verständnis?

Johan: Ich fände das schlecht, wenn er Verständnis hätte. Ich bin von Beruf Fussballer. Die Fastenzeit geht einen Monat. Soll ich dem Trainer sagen, ich komme einen Monat nicht zum Training? Unmöglich.

Wie ist das für euch, wenn ihr an Feiertagen spielen müsst?

Avi: Für mich gibt es nur einen Tag, an dem ich nicht spielen kann, und das ist an Jom Kippur, dem höchsten Feiertag der Juden. Dann ehre ich mein Land und meine Religion. Das ist einmal eingetroffen, als ich noch bei GC spielte, an einem Uefa-Cupspiel gegen Anderlecht. Da habe ich nicht gespielt – alle haben das akzeptiert.

Gibt es Sichtweisen oder Rituale in eurer Religion, mit denen ihr Mühe habt?

Johan: Gut, die Frage geht mich an. Wenn terroristische Gruppen im Namen des Is-

Johan Berisha

Der 23-jährige Stürmer hat kosovo-albanische Wurzeln. Er lebt seit seinem ersten Lebensjahr in Bern und ist seit sieben Jahren Schweizer. Bei den YB-Junioren hat er seine ersten Tore geschossen. Nach einem Abstecher zu Xamax und Thun kehrte er 2001 zu YB zurück. Johan Berisha ist Muslim.

Avraham («Avi») Tikva

Der 26-jährige Mittelfeldspieler ist in Tel Aviv aufgewachsen und hat dort seine ersten fußballerischen Erfolge gefeiert. 1997 kam er in die Schweiz, spielte erst bei GC und dann – nach einem erneuten Abstecher nach Israel – bei YB. Avraham Tikva ist israelischer Staatsbürger und Jude.

Paolo Collaviti

Der 24-jährige Torhüter ist als Sohn italienischer Eltern in Aarberg geboren und in Lyss aufgewachsen. Hier wurde er auch vor kurzem eingebürgert. Paolo Collaviti kam nach der Juniorenzeit zu YB, spielte vorübergehend in Luzern und heute wieder bei YB. Paolo Collaviti ist römisch-katholischer Christ.

lams in den Heiligen Krieg ziehen, habe ich Mühe.

So war die Frage nicht gemeint...

Johan: Schon gut, ich fühle mich aber angesprochen. Wenn Leute das Gefühl haben, sie müssten im Namen Allahs Menschen umbringen, sage ich eines: Solche Leute beschmutzen den Namen Allahs, die sollten das Wort gar nicht in den Mund nehmen. Töten im Namen Allahs, so etwas steht nicht im Koran.

Paolo: Ich habe Mühe, wenn ich momentan den Papst sehe. Nicht dass ich persönlich etwas gegen ihn habe, aber ich finde, von einem bestimmten Alter an sollte der Papst abgelöst werden. Mir gefällt auch nicht, was er Drittweltländern gegenüber verlauten lässt. Seine ganze Einstellung zur Verhütung bringt den Menschen in Afrika Elend.

Avi: Wir sind eine kleine Religion. Es gibt schon einige Sachen... aber wie gesagt, jeder muss selbst wissen, was er tut und was nicht. Ich mache das, wovon ich spüre, dass es richtig für mich ist.

Ihr repräsentiert drei Weltreligionen.

Was könnt ihr voneinander lernen?

Paolo: Man kann von jeder Person etwas lernen. Nehmen wir Johan und Avi, das sind Riesentypen mit Riesencharakteren. Von ihnen kann man nur lernen – aber das hat nichts mit Religion zu tun.

In religiöser Hinsicht gibts nichts voneinander zu profitieren?

Paolo: Doch. Wenn ich aus irgendeinem Grund den Islam verurteile, kann Johan mir eine andere Sichtweise erklären. Das kann meine Meinung total ändern.

Johan: Eigentlich zielen doch alle Religionen, egal ob Paolos, Avis oder meine, in die gleiche Richtung. Jeder möchte einen

Gott haben. Ich bin der Meinung, es gibt eh nur einen Gott. Alles andere ist Habakuk. Manchmal stellen Paolo und ich fest, dass im Koran und in der Bibel Themen sehr ähnlich behandelt werden.

Wie viel bedeutet euch der Fussball?

Avi: Bitte, Johan, nach dir.

Johan: Im Fussball geht es um sehr viel, um Gefühle bei Sieg oder Niederlage. Mit Worten ist das nicht zu beschreiben, das muss man selber erleben. Fussball ist Freude und Leidenschaft.

Was bedeutet dir mehr als Fussball?

Johan: Familie und Gesundheit. Wenn du einmal verletzt warst und zuschauen musstest, wird dir bewusst, was dir im Leben fehlt.

Paolo: Ich habe das Glück und die Gabe erhalten, Fussball zu spielen. Dafür habe ich viel trainiert und mein Ziel erreicht. Fussball ist mein Job, der ist wichtig, um ein Auskommen zu haben, aber Familie und Gesundheit sind wichtiger.

Avi: Ich trinke Fussball, ich esse Fussball. In Israel sind wir verrückt nach Fussball. Mein Hobby ist mein Beruf. Das ist ein Geschenk Gottes. Doch es ist auch harte Arbeit. Wer glaubt, Profifussballer hätten ein lockeres Leben, irrt. Es bedeutet Verzicht, Disziplin.

Was ist eigentlich aus der Aktion «Gemeinsam gegen Rassismus» geworden?

Paolo: Da wir damals keinen Trikotsponsor hatten, kam diese Aktion zu Stande. Aber wir sind ohnehin gemeinsam gegen Rassismus. Das beste Beispiel ist, dass wir hier zusammen am Tisch sitzen und über Religion sprechen können.

Gespräch: Jörn Freudenberg,